

PAUL
THEROUX

*Ein letztes
Mal in Afrika*

Hoffmann und Campe



PAUL
THEROUX

*Ein letztes
Mal in Afrika*

Hoffmann und Campe





Paul Theroux

Ein letztes Mal in Afrika

Aus dem amerikanischen Englisch von Sigrid Schmid und
Reiner Pfeiderer

Hoffmann und Campe

*Für Albert und Freddy,
Sylvie und Enzo,
in Liebe, Euer Opa*

Wenn mein Vater früher auf Reisen war, fürchtete er sich nicht vor der Dunkelheit. Aber hatte er noch alle seine Zehen?

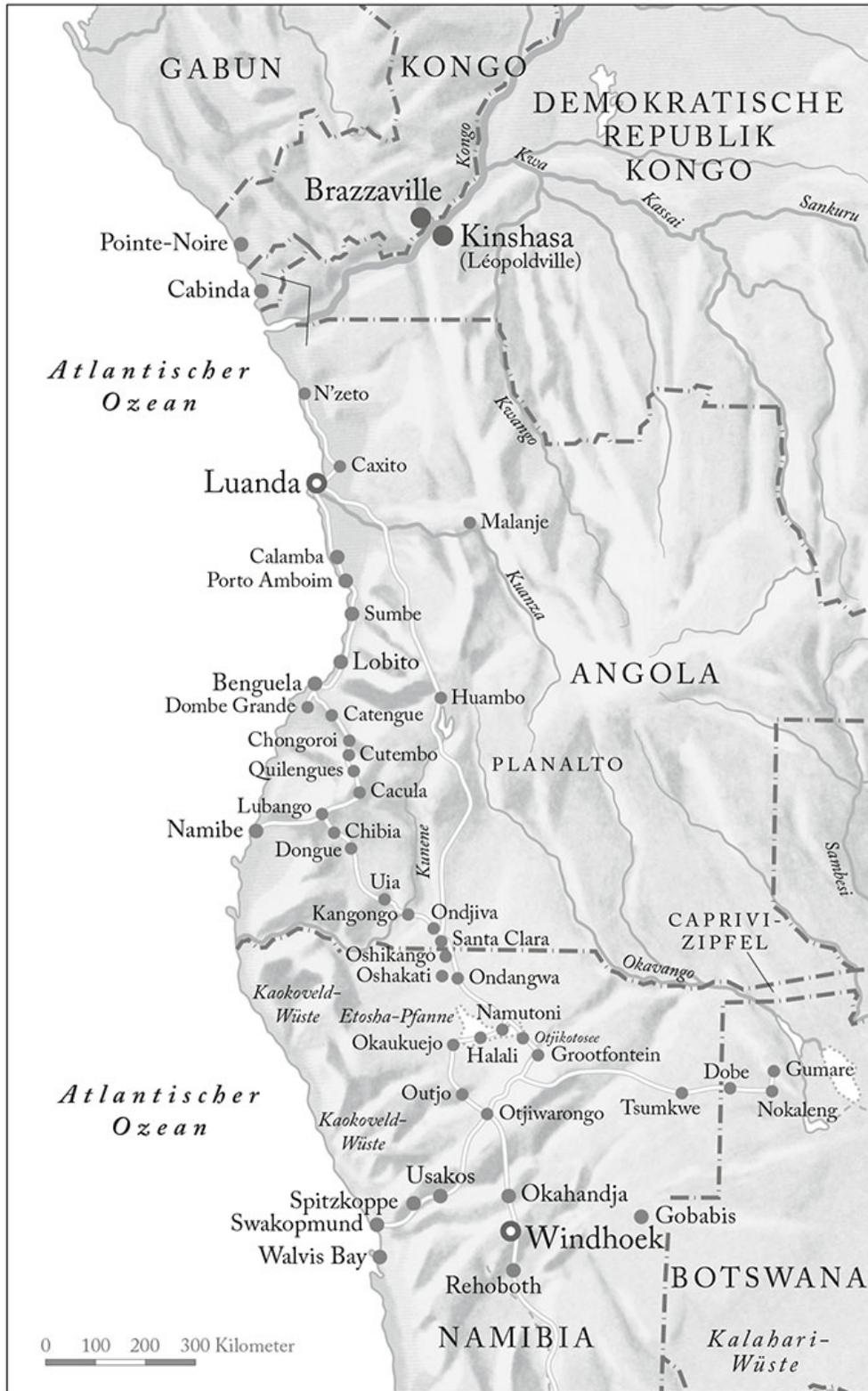
Spruchwort der Bakongo (Angola)

Gott der Allmächtige sprach zu Mose, Friede sei mit ihm: Nimm einen Eisenstab und ziehe eiserne Sandalen an, und dann reise um die Erde, bis der Stab zerbrochen und die Schuhe durchgelaufen sind.

Muḥammad Ibn-Aḥmad as-Sarrāğ, Uns as-sārī was-sārib

(Labsal dessen, der bei Tag und Nacht reist - ein marokkanisches Pilgerbuch des frühen 17. Jahrhunderts), 1630





Bei den (Un-)Wahren Menschen

In der heißen Buschebene im äußersten Nordosten Namibias kletterte ich über einen aufragenden Termitenhügel aus glattem, von Ameisen zerkaulichem Sand. Auf der Spitze dieser winzigen Anhöhe stehend, fächerte sich vor meinen Augen die majestätische Landschaft auf wie die knisternden Seiten eines noch ungelesenen Buches.

Dann stolperte ich weiter den kleinen, größtenteils nackten Männern und Frauen hinterher, die schnellen Schrittes unter dem feurig goldgefleckten Himmel durch das dürre Buschland eilten, das auf Afrikaans einst einfach Boesmanland (Buschmannland) hieß. Insgesamt waren wir neun - lachende Frauen mit hängenden Brüsten, eine Frau hatte sich ein Tuch umgebunden, aus dem der wippende Kopf eines Kleinkinds ragte wie eine flaumige Frucht, Männer in Lederschurzen mit Speeren und Bogen in den Händen - und ich dachte, wie so oft auf meinen jahrelangen Reisen um die Erde: Die besten Menschen haben nackte Hintern.

Ich war froh, wieder in Afrika zu sein, dem Königreich des Lichts, als ich zu Fuß auf neuen Wegen durch diese

uralte Landschaft stapfte und mich an »einer greifbaren, vorstellbaren, erlebbaren Vergangenheit – an der nahen Ferne und den offenkundigen Mysterien« – erfreute. Ich kauerte mit schlanken Menschen zwischen den Büschen, die goldfarbene Haut hatten und zum ältesten Volk der Erde gehörten; ihr Stammbaum ließ sich bis in die dunkle Vergangenheit und die Abgründe der Zeit im Jungpleistozän zurückverfolgen, etwa 35000 Jahre weit, zu den nachweislichen Vorfahren aller Menschen, den wahren Aristokraten dieses Planeten.

Das Schnauben eines Tieres außer Sicht ließ uns anhalten. Dann raschelte sein Hinterteil durchs Unterholz. Dann das hüpfende Trappeln von Hufen auf losen Steinen.

»Kudu«, flüsterte ein Mann und horchte gebeugt nach den Bewegungen des Tieres, ohne zur Seite zu blicken. Er sprach den Namen aus wie den vertrauten Vornamen eines Bekannten. Dann sagte er noch etwas, das ich nicht verstand, aber ich lauschte ihm, als hörte ich neue Musik; seine Sprache war absurd und wohlklingend in meinen Ohren.

An jenem Morgen hatte ich in Tsumkwe, der nächstgelegenen Stadt – die keine Stadt war, sondern eine sonnenverbrannte Straßenkreuzung mit vielen Hütten und ein paar wenigen schattenspendenden Bäumen – im Radio gehört: *Finanzmärkte sind weltweit in Aufruhr und stehen vor der schwersten Krise seit dem Zweiten Weltkrieg. Griechenland droht der Staatsbankrott, weil die griechische Regierung einen 45-Milliarden-Dollar-Kredit*

zur Begleichung der Staatsschulden abgelehnt hat. Damit steuern die Länder der Eurozone auf einen Finanzkollaps zu.

Die Menschen, denen ich folgte, lachten. Sie sprachen Khoisan und gehörten zur Volksgruppe der !Kung, die sich selbst Ju/'hoansi nennen. Der Name ist durch die Klicklaute schwer auszusprechen und bedeutet »Wahre Menschen« oder »Harmlose Menschen«. Sie lebten traditionell als Jäger und Sammler und hatten nie Geld verwendet. Inzwischen leben sie abgedrängt an den Rand des sogenannten Buschmannlands (diesen Teil nennen sie selbst Nyae Nyae) – manche von ihnen haben sich niedergelassen und besitzen Vieh oder Felder, doch auch heute noch bekommen diese Menschen nur selten Geld zu Gesicht und benutzen das verfallende Zeug fast nie. Sie ergänzen ihren Speiseplan immer noch durch Wild, Wurzeln und anderes Essbares, das sie draußen finden – und durch Almosen. Wahrscheinlich denken sie gar nicht über Geld nach, oder wenn sie es tun, dann wissen sie, dass sie nie welches haben werden. – Die Griechen randalierten und schimpften lautstark auf ihre Regierung, die Italiener demonstrierten in den Straßen von Rom gegen Armut, die Portugiesen und Spanier sahen mit leerem Blick dem Bankrott entgegen, und in den Nachrichten wurde über den Zusammenbruch wertloser Währungen und über harte Sparmaßnahmen berichtet, aber die Ju/'hoansi und ihre althergebrachte Lebensweise schien das nicht zu

beeinträchtigen. Oder zumindest glaubte ich das in meiner Unwissenheit.

Die junge Frau vor mir fiel im Sand auf die Knie. Sie hatte ein hübsches elfenhaftes Gesicht mit asiatischem Einschlag – das auch etwas Außerirdisches hatte –, wie die meisten San. Ein unschuldiges und bezauberndes Gesicht wie das eines Kindes. Sie fuhr mit den Fingern über eine Ranke, die aus dem Sand ragte, ging, auf einen Ellbogen gestützt, in die Hocke und begann zu graben. Bei jeder Handvoll Sand strahlten ihre Augen, ihre Brüste bebten, und nach weniger als einer Minute zog sie eine fingerartige Wurzel aus dem dunklen, auffallend feuchten Loch, das sie gegraben hatte, und legte sie auf ihre Handfläche. Sie wischte Erde von der Wurzel, die in ihren Händen eine bleiche Farbe annahm. Lächelnd bot sie mir den ersten Bissen an.

»*Nano*«, sagte sie, was für mich als »Kartoffel« übersetzt wurde.

Von der Konsistenz und vom süßlich-erdigen Geschmack her erinnerte die Wurzel an eine rohe Karotte. Ich gab ihr den Rest zurück, den alle miteinander teilten, jeder durfte daran knabbern, neun Bissen. In den Wäldern, Wüsten und Hügeln überall auf der Welt teilen Sammlervölker wie die Ju/'hoansi ihre Nahrung penibel; dieses Miteinanderteilen schweißt die Gemeinschaft zusammen.

Vor uns knieten sich zwei der Männer auf verstreut herumliegenden Nusschalen und altem Laub eines

Dornbuschs einander gegenüber auf den Boden und drehten abwechselnd einen fünfzig Zentimeter langen Stock zwischen den Händen. Nach kurzer Zeit stieg vom unteren Ende der Spindel, wo sich der Stock in einem Stück weichem Holz drehte und es zunehmend schwärzte, eine Rauchfahne auf. Den Stock bezeichnen sie als Mann; das untere Stück Holz mit der Einbuchtung als Frau. Das heiße gebohrte Holz begann zu glimmen, und einer der Männer hob das glühende, schwach rauchende Brett an, blies mit einem Kussmund Luft in die Glut und fachte sie so weiter an. Er sprenkelte erst Nussschalen und trockenes Laub darauf, dann kleine Zweige. Wir hatten ein Feuer.

Die Streiks in Griechenland haben in vielen Städten zu Stromausfällen geführt. Es wird erwartet, dass die Regierung ihre Schulden nicht zurückzahlen kann, Europa in noch größere Unsicherheit stürzt und die Zukunft des Euro in Frage stellen wird. Das könnte auch amerikanische Banken in Gefahr bringen. In Athen werfen Demonstranten gegen die immer strengeren Sparmaßnahmen Steine und plündern Läden ...

Die Nachrichten schienen von einem anderen Planeten zu kommen, von einem dunklen, chaotischen Planeten, nicht diesem strahlenden Ort der kleinen, sanftmütigen Menschen, die in den gesprenkelten Schatten der niedrigen Büsche lächelten; die Frauen gruben mit Stöcken weitere Wurzeln aus, eine saß im Halbschatten und stillte ihr zufrieden nuckelndes Baby.

Ihnen blieben die verwirrenden und seltsam orphischen Metaphern der zusammenbrechenden Märkte erspart – *Die Subprime-Krise war nur die Spitze des Eisbergs eines wirtschaftlichen Zusammenbruchs* und *Die Schulden der Regionalverwaltungen in Spanien erhöhten sich um 22 Prozent auf fast 18 Milliarden US-Dollar* und *Die Gefahr für wirtschaftliche Schäden in New York City durch die europäische Schuldenkrise ist extrem hoch, weil die Banken Wertpapiere im Wert von mehr als einer Billion US-Dollar halten* –, ebenso wie die höhnische Erkenntnis, dass Geld nur zerknittertes, farbiges Papier ist, kaum besser als Bonbonpapier, und dass die Märkte selbst mehr oder weniger Spielhöllen sind. *Zehn Tage hintereinander ...* Die Panik, die Wut, die Hilflosigkeit der Menschen, die in stagnierenden Städten eingesperrt waren wie Affen im Käfig. *Sollte Griechenland seine Schulden nicht zurückzahlen, stürzt es in eine Todesspirale.*

Am prasselnden Feuer wurden weitere Wurzeln herumgereicht.

»Sehen Sie, Mister Bol...«

Ein in der Hocke sitzender Mann hatte eine Falle gebaut. Dazu hatte er Ranken zerteilt und zu Garn verdreht und damit die Spitze eines heruntergebogenen Astes in der Erde verankert. Er tippte mit den Fingern auf den Sand, um mir vorzuführen, wie die Falle nach den tapsenden Füßen eines achtlosen Vogels schnappte, eines Perlhuhns vielleicht – die gab es hier zahlreich –, das sie dann rupfen und auf dem Feuer rösten würden. Sie zeigten mir die

Giftpflanzen und erzählten von den Käfern, die sie zerstiessen und auf ihre Pfeilspitzen auftrugen, um daraus tödliche Waffen zu machen, und auch von den Blättern, mit denen sie Bauchschmerzen linderten, den Zweigen, mit denen sie Wunden reinigten oder die gegen Hautausschläge wirkten.

Diese »Wahren Menschen«, die Ju/'hoansi, waren von dem Moment an verfolgt, bedrängt, ermordet und vertrieben worden, als die ersten Weißen im Jahr 1652 in Afrika an Land gekommen waren. Diese Weißen waren Jan van Riebeeck mit Frau und Kind und einer kleinen Schar weiterer Holländer, die dem Land den Namen Groot Schur, Gute Hoffnung, gaben und sich dort niederließen, um Gemüse für eine »Versorgungsstation« anzubauen, die holländische Schiffe auf dem Weg nach Ostasien beliefern sollte.

Die Neuankömmlinge waren penibel, was das Thema Rassen betraf, und hatten die typisch holländische Vorliebe für feine Unterscheidungen. So schufen sie eine Klassifikation der einheimischen Völker. Sie bezeichneten die ziegenhütenden Khoikhoi als »Hottentotten« (in Anlehnung an die alveolaren Klicklaute, mit denen diese sprachen), die Bantu als »Kaffir« (»Ungläubige« – die Holländer hatten das Wort von den Portugiesen übernommen, die es bei arabischen Händlern gehört hatten) und die !Kung San als »Buschmänner« nach deren bevorzugtem Lebensraum. Den Namen San hatte das Hirtenvolk der Khoikhoi ihnen gegeben – es war ein

abwertendes Wort für »viehlos« (im Sinne von rückständig). Die Holländer verdrängten all diese Völker, als sie das Land in Besitz nahmen. Zwar wehrten sie sich alle, und die sogenannten !Kung San zogen sich recht schnell zurück, allerdings nicht schnell genug. Die Buren machten noch im späten 19. Jahrhundert zum Spaß Jagd auf sie. Aber diese angeblich rückständigen Menschen – autarke Jäger und Sammler, die Städte hassten und scheinbar jenseits der Weltwirtschaft lebten – würden, so glaubte ich, den längeren Atem haben.

Auch später noch, als diese Ju/'hoansi, die ich besuchte, ihre Perlen, Grabstöcke, Pfeil und Bogen abgelegt und die hübschen Felle, die sie trugen, gegen zerlumpte westliche Kleidung – zerrissene Hosen, verblichene T-Shirts, Gummi-Flipflops, Röcke und Blusen, Altkleider, die in Ballen aus Europa und den USA geschickt wurden – eingetauscht hatten, selbst dann behielten sie ihre Ausstrahlung. Die Ju/'hoansi wirkten immer noch uralte und unverwundlich und weise, gründlich angepasst an ihr Leben im Busch; über die Torheit und Inkompetenz der Welt da draußen lächelten sie leise.

Das war meine Wahrnehmung. Oder war es eine Illusion? Vielleicht führten sie für mich nur ein Schauspiel ihrer alten Lebensweise auf, wie die Mohawks in einem Historienspiel, die mit perlenbesetzten Wildlederjacken in Birkenrindenkanus den Fluss Hudson entlangpaddeln. Wer das Verhalten der Ju/'hoansi für typisch hält, wie einige

Anthropologen geschrieben haben, erhält einen liebevoll erfundenen Mythos aufrecht, eine Travestie im wörtlichen Sinn, bei der die Teilnehmer sich nur verkleiden und ein Leben romantisch verklären, das antiquiert und für immer verloren ist.

Die Ju/'hoansi wurden verstreut und umgesiedelt, sie kämpften mit Alkoholismus, und viele von ihnen hatte das Stadtleben verdorben. Aber einen Teil ihrer Kultur haben die Ju/'hoansi bewahrt. Ihre Sprache ist intakt; sie haben noch ihre Geschichten und ihre Kosmologie; sie haben ihre Überlebensstrategien im Busch bewahrt und weitergegeben. Viele jagen auch heute noch Wild, wenn auch nicht mehr mit vergifteten Pfeilen; manche ergänzen ihre Ernährung immer noch mit Wurzeln; und sie können mit zwei aneinandergeriebenen Stöcken Feuer machen. Ihr Verwandtschaftssystem – Familien, Beziehungen, Abhängigkeitsverhältnisse – hat immer noch Bestand.

Sie wirkten auf mich immer noch wie die Wahren Menschen, auch wenn sie heute Lumpen statt Fellen trugen. Aber vielleicht sah ich auch nur, was ich sehen sollte. In ihren Köpfen (so vermutete ich) waren die alten Traditionen noch lebendig, denn sie hatten noch ihre traditionellen Fertigkeiten. Sie hatten sogar noch ihren ganz eigenen Gang. Im Gegensatz zu den Stadtbewohnern, diesen nachlässig schlurfenden Menschen, die vage grinsend in die Ferne blicken, waren die Ju/'hoansi wachsam. Sie trödelten nie, gingen nie gebeugt; sie bewegten sich schnell, aber lautlos, die Körper gerade,

lauschten dabei. Sie tanzten eher, als dass sie durch den Busch gingen, leichtfüßig auf den Fußballen, ein graziöser Gang.

Sie waren an die harschen Bedingungen eines Lebens in der Halbwüste angepasst und hatten ein Gespür für die Tiere, die sie jagten. Aber den Völkern, die sie verfolgten, unter ihnen die Khoikhoi, die Herero und die Weißen, sind sie nie gewachsen gewesen. Ein paar !Kung San, die das Pech hatten, in der Nähe von Städten zu wohnen, sind durch *oshikundu* vergiftet und neutralisiert worden, dem Bier, das in Namibia aus vergorener Sorghumhirse gebraut und in Dörfern und Shebeens verkauft wird. (*Shebeen* ist ein irisches Wort, das »schlechtes Bier« bedeutet. Es wurde von irischen Einwanderern in Südafrika eingeführt als Bezeichnung für die übelsten Spelunken.)

Wegen ihrer Sanftmütigkeit, ihrer komplexen Glaubensvorstellungen und ihres weit zurückreichenden Stammbaums sind die !Kung San zu Lieblingen ausländischer Agenturen und Hilfsorganisationen geworden. Und auch der Anthropologen: Die !Kung San zählen zu den am intensivsten erforschten Völkern Afrikas. Jene, die auf sie herabblicken, könnten viel mehr von ihnen lernen als ihnen beibringen. Sie sind zuallererst ein friedliebendes, egalitäres Volk, dessen Erfolgsgeheimnis das Miteinanderteilen und das gemeinschaftliche Leben sind. In der Vergangenheit haben sie sich lieber tief in den Busch zurückgezogen, als in einem aussichtslosen Krieg vernichtet zu werden. Sie sind bekannt für ihre Geduld und

daher ein zufriedenes Volk. Sie sind vor allen anderen da gewesen – haben gejagt, Feuer gemacht und nach Wurzeln gegraben –, und ich war überzeugt, dass sie auch noch da sein würden, wenn sich der Rest der Welt selbst zerstört hatte.

Sie haben immer in der Peripherie gelebt. Könnte irgendein Außenstehender von einer wohltätigen, Spenden sammelnden, Altkleider verteilenden Organisation oder ein edler Spender ihnen eine bessere Lebensweise zeigen? Äußere Umstände – vor allem politische – haben dazu geführt, dass die Ju/'hoansi an einem Ort bleiben mussten, und obwohl sie eigentlich Nomaden sind, haben sie Ackerbau und Viehzucht lernen müssen. Doch in der Vergangenheit waren sie Jäger und Sammler mit einer starken Verbindung zum Land, das sie als ihre lebendige Mutter betrachteten. Würden sie dann nicht auf diese Weise überdauern?

Viele Afrikaner stammen von untergegangenen Kulturen ab, den verstreuten Überbleibseln alter Reiche, die von Sklavenhändlern aus Arabien und Europa zerstört oder gestürzt wurden – den Königreichen Dahomey und Kongo, dem riesigen Kaiserreich Monomatapa im Südafrika des 15. Jahrhunderts. Wie die Agrarvölker des alten Europa vergaßen auch viele Afrikaner ihr traditionelles Wissen über Strohdächer, Schmiedekunst, Holzschnitzen, Ackerbau oder wie man Nahrung sammelt, oder sie gaben diese Fähigkeiten auf. Vor allem aber verloren sie die größten Fähigkeiten von allen, den gegenseitigen Respekt

und die Fairness, die es Menschen ermöglichen, freundlich zusammenzuleben. In wenigen Jahrzehnten wird die Mehrheit der Afrikaner in Städten leben. Heute leben laut dem »State of African Cities 2010 Report« von UN-Habitat 200 Millionen im südlichen Afrika in Slums, mehr als irgendwo sonst auf der Welt. Und die Bezeichnung »Slum« passt eigentlich nicht für diese unfassbar chaotischen Orte ohne Zukunft.

Die nächstgelegene Stadt vom winzigen Dorf der Ju/'hoansi aus, der Verkehrsknotenpunkt Tsumkwe, etwa fünfundvierzig Kilometer entfernt, hatte ein paar Annehmlichkeiten zu bieten: einen Laden, in dem Konserven, Brot und Süßigkeiten verkauft wurden, eine Tankstelle und einen rudimentären Straßenmarkt – sieben improvisierte Stände, an denen Kleidung, Fleisch, selbstgebrautes Bier und, am letzten Stand, Haarverlängerungen angeboten wurden. Die Verkäufer gähnten in der Hitze; die Geschäfte liefen schlecht.

Ich hatte schon seit vielen Jahren die !Kung San besuchen und im Land umherwandern wollen. Und ich hatte noch ein weiteres Motiv. Für ein früheres Buch, *Dark Star Safari*, war ich auf der rechten Seite Afrikas über Land von Kairo nach Kapstadt gereist. Dieses Mal wollte ich diese Unternehmung spiegeln und meine Reise von Kapstadt aus fortsetzen. Ich wollte sehen, wie sich die Stadt in den letzten zehn Jahren verändert hatte, und danach in einer anderen Richtung nach Norden reisen, auf

der linken Seite des Kontinents, bis ich die Endstation erreichte, entweder das Ende der Straße oder meiner Reiselust.

Doch es gab noch weitere, ebenso dringliche Gründe. Vor allem wollte ich von den Menschen weg, die meine Zeit mit Trivialitäten verschwendeten. »Ich glaube, dass der Geist auf Dauer entweiht werden kann durch die Gewohnheit, nichtige Dinge aufzunehmen, sodass alle unsere Gedanken einen Anstrich von Nichtigkeit erhalten«, schrieb Thoreau in seinem Essay *Leben ohne Grundsätze*.

Mit meinem Weggang wollte ich mich all jenen entziehen, die mich verfolgten und belästigten. Ich wollte unerreichbar sein und nicht mehr nach der Pfeife der E-Mail-Schreiber tanzen müssen oder jener Leute, die mich immer ermahnten: »Wir müssen uns an die Termine halten!« – wobei das immer die Termine anderer Leute waren, nicht meine. Ohne jede Verbindung nach Hause zu reisen, außer Sicht- und Reichweite, ist ein Genuss. Ich hatte diese Freiheit verdient: Für meinen letzten Roman hatte ich eineinhalb Jahre am Schreibtisch gesessen, und nach seiner Fertigstellung hatte ich es satt. Ich wollte aus dem Haus kommen – und nicht nur aus dem Haus, sondern ganz weit weg. »Ich mache diese wunderbare Reise nicht, um mich selbst zu betriegen, sondern um mich an den Gegenständen kennenzulernen«, schrieb Goethe in der *Italienischen Reise*. »Überhaupt ist mit dem neuen Leben, das einem nachdenkenden Menschen die Betrachtung eines neuen Landes gewährt, nichts zu vergleichen. Ob ich

gleich noch immer derselbe bin, so mein' ich, bis aufs innerste Knochenmark verändert zu sein.«

Afrika reizte mich, weil es immer noch so leer ist, so unvollendet wirkt, voller Möglichkeiten, weswegen es Wichtigtuere und Analysten anzieht, Voyeure und Hobby-Philanthropen. Vieles ist dort noch wild, und trotz des Hungers ist der Kontinent hoffnungsvoll, vielleicht eine Folge der Verzweiflung. »Ich will eine Wildheit, deren Anblick keine Zivilisation ertragen kann - als ob wir vom roh verzehrten Knochenmark der Kudus lebten.« Die Reise durch Afrika war auch mein persönlicher Widerstand gegen die Beschleunigung durch Technologie - ich widersetzte mich und ließ mich zurückfallen, und so lernte ich die Welt und die Geduld kennen.

Afrika hatte sich in zehn Jahren verändert, und ich mich auch. Die Welt war älter geworden, und das Reisen selbst hatte sich gewandelt und beschleunigt. Es heißt, die bekannte Welt sei noch nie so gut erforscht und so gut erreichbar gewesen. Im Jahr 2011, in dem ich reiste, besuchten eine Million Touristen Namibia, in Südafrika waren es fast doppelt so viele. Aber diese Besucher hielten sich an sichere und ausgetretene Routen. Viele Orte in Südafrika bekamen nur selten einen Touristen zu sehen, und in Namibia beschränkten sich die Touristen auf die Wildparks und die Küste, wagten sich nur selten in den hohen Norden, das unwirtliche Grenzland zu Angola. Und auch unter den kühneren Reisenden, den Rucksacktouristen und Wanderern, hatte ich noch keinen

getroffen, der tatsächlich die Grenze nach Angola überquert hatte.

Die bekannte Welt ist gut bereist, und auch entfernte Orte tauchen auf Touristenrouten auf (Bhutan, die Malediven, das Okavango-Delta, Patagonien), doch es gibt Orte, die kein Fremder besucht. Die Reichen fliegen in Charterflugzeugen mit eigenem Gourmet-Koch und Fremdenführern zu abgelegenen Landepisten in Afrika. Alle anderen machen Pauschalreisen oder ziehen auf gut Glück mit dem Rucksack los. Doch es gibt Orte, die aus dem Blickfeld rutschen, zu unzugänglich oder gefährlich für Reisende sind. Viele Wege im Busch enden im Nichts. Und manche Länder sind bis auf weiteres geschlossen. In Somalia herrscht Anarchie, und das Land steht nur bei Waffenhändlern auf der Reiseroute. Die Zwangsherrschaft macht Zimbabwe unwirtlich. In anderen Ländern - der Kongo ist ein gutes Beispiel - gibt es keine nennenswerten Straßen. Doch selbst wenn es Straßen gäbe, wären weite Teile des Kongos dennoch feindliches Sperrgebiet, in dem Milizen, Stammesfürsten und Warlords herrschen. So war es schon, als Henry Morton Stanley das Land zu Fuß und auf dem Fluss durchquerte.

Bei meiner Reiseplanung las ich immer wieder von militanten Islamisten, die in Niger und Tschad Ungläubige töteten und die Gegend unsicher machten, und in Nigeria ermordeten die sogenannten Boko-Haram-Gangs - Muslime, die den Anblick von verwestlichten Nigerianern nicht ertrugen - jeden Mann in Hosen und T-Shirt und jede

Frau im Kleid. Diese Gruppen suchten nach leichten Zielen – Rucksacktouristen, Wanderer, Leute wie ich.

Daher brach ich mit einer düsteren Vorahnung zu dieser Reise auf. Ein Mann, der seit fünfzig Jahren unterwegs war, war ein leichtes Ziel: Allein und im Rentenalter, fiel ich in Ländern wie Namibia auf, wo die durchschnittliche Lebenserwartung bei 43 Jahren liegt. Ich beruhigte mich damit, dass man in Afrika einen alten, alleinreisenden Mann als schrulligen Kauz belächeln würde. Meine Kleidung war abgetragen, ich hatte eine Zwanzig-Dollar-Armbanduhr und eine billige Sonnenbrille und trug ein kleines Zwanzig-Dollar-Handy aus Plastik bei mir – warum sollte mich da jemand überfallen?

Ich vermutete außerdem, dass dies eine Abschiedsreise werden würde. Für viele ältere Autoren, und auch ein paar nicht ganz so alte, ist Afrika das letzte Reiseziel gewesen. Die letzte ernsthafte Reise, zu der Joseph Conrad aufbrach, seine achtundzwanzigtägige Schiffsreise auf dem Kongo, bildete die Grundlage für seine eindrucksvolle Erzählung *Herz der Finsternis*, die er acht Jahre nach seiner Rückkehr aus Afrika schrieb. Er beschrieb die Geschichte als »Erfahrungsbericht, der ein wenig (und nur ein ganz klein wenig) über die tatsächlichen Geschehnisse hinausgeht«. Nach einem Leben auf Reisen verbrachte Evelyn Waugh den Winter des Jahres 1959 in Ost- und Zentralafrika und schrieb darüber in *A Tourist in Africa*. Er starb sechs Jahre später. Laurens van der Post und Wilfred Thesiger verbrachten ihre letzten Jahre auf Reisen in Afrika – van

der Post in der Kalahari-Wüste, Thesiger im Hochland von Kenia - und schrieben darüber. Hemingways letzte Safari, seine letzte richtige Reise, führte ihn in den Jahren 1953 bis 1954 nach Ostafrika, und obwohl er sich sechs Jahre später erschoss, wurde seine Romanversion dieser Safari, *Die Wahrheit im Morgenlicht*, überarbeitet von seinem Sohn Patrick, erst im Jahr 1999 posthum veröffentlicht. Nachdem V.S. Naipaul sein *Afrikanisches Maskenspiel*, eine umfangreiche Untersuchung über die »afrikanischen Religionen« in sechs afrikanischen Ländern, veröffentlicht hatte, machte er deutlich, dass dies sein letzter Reisebericht sein würde.

Afrika kann rau sein, und Teile davon sind wirklich furchterregend, aber wie Naipauls Bericht zeigte, kann es kränkelnden älteren Reisenden gegenüber auch freundlich sein. Man könnte erwarten, dass die Menschen dort sagen: »Geh heim, alter Mann.« Aber nein - in aller Regel weist Afrika niemanden ab.

Das macht diesen grünen aller Kontinente zur perfekten Wahl für eine Abschiedsreise, eine Gelegenheit, der Natur und dem entweihten Garten Eden, aus dem wir stammen, Respekt zu erweisen. »Alle Arten von Hunger treten dort offen zutage«, schrieb der englische Autor und Reisende V.S. Pritchett vor fünfzig Jahren über Spanien. Aber seine Worte könnten auch Afrika beschreiben. »Man sieht dort alle Grundbedürfnisse, die unser Leben bestimmen, und doch werden die Leidenschaften der menschlichen Natur dank einer erstaunlichen Kombination

aus Stoizismus, Fatalismus und Lethargie gerade so im Zaum gehalten.« In Afrika sieht man die Menschheitsgeschichte auf den Kopf gestellt, und in Afrika kann man sehen, wo die Menschheit in die Irre ging.

»Afrika gibt einem das wichtige Gefühl zurück, dass die Welt riesig, wunderbar und edel ist«, schrieb ein anderer Reisender in ebendieser Region, Jon Manchip White, in *The Land God Made in Anger*. »Die Experten haben unrecht: Unser Planet ist weder überfüllt noch verachtenswert.«

Wenn man alleine reist, hat man insbesondere die Freiheit, sein zu können, wer man sein will. Viele Länder sind gefährdet, und die Zukunft vieler Orte ist bedroht. Ich denke da an die radioaktive Ukraine, das anarchische Tschetschenien, die überlasteten Philippinen oder das tyrannisierte Weißrussland. All diese Länder würden Unterstützung begrüßen, aber wenn ein Prominenter oder ein Ex-Präsident oder eine andere Persönlichkeit des öffentlichen Lebens wohltätig wahrgenommen werden will, dann geht er oder sie fast immer nach Afrika, weil es exotisch ist – oder geht es um den dramatischen Schwarz-Weiß-Kontrast oder darum, dass der Kontinent so faszinierend unverständlich ist? In Afrika hat der Reisende unbegrenzte Freiheit, und Afrika selbst verstärkt die Erfahrung, wie es kein anderer Ort kann.

Ich war, wo ich sein wollte, und wusste das, als ich den munteren, leichtfüßigen Ju/'hoansi im Sonnenschein durch das Buschland von Nyae Nyae folgte. Durch diese Art des Reisens gewann ich meine Jugend zurück, denn als

zweiundzwanzigjähriger Lehrer an einer kleinen Schule im ländlichen Afrika hatte ich einige der glücklichsten Jahre meines Lebens verbracht – erfüllt von Freiheit, Freundschaft und großen Hoffnungen.

Meine düsteren Vorahnungen bezüglich dieser Reise hatten damit zu tun, dass Reisen ins Unbekannte wie Sterben sein können. Nach all dem Abschiedsschmerz und der Abreise selbst scheint man zu schwinden, wird immer kleiner und kleiner, verblasst in der Ferne. Nach einiger Zeit vermisst einen niemand mehr, außer auf eine nachlässige, leicht scherzhafte Art, mit der man sagt: »Was wurde eigentlich aus dem alten Soundso, der damit gedroht hat, er werde nach Afrika abhauen?« Man ist weg, niemand kann sich mehr auf einen verlassen, und wenn man nur noch eine verblasste Erinnerung ist, dann mischt sich Bitterkeit in die Erinnerung, so wie man Toten manchmal übelnimmt, dass sie tot sind. Was nützt man schon, wenn man unerreichbar und weit weg ist?

So wird man zu zwei Geistern, weil man auch in jenem fernen Land ein Gespenst ist, das mit dem Gesicht ans Fenster einer fremden Kultur gepresst ein fremdes Leben anstarrt. Und vieles von dem, was man sieht, hat eine Kehrseite, wie das harmonische Leben im Busch.

Ich brauchte eine Weile, um zu erkennen, dass das Fenster Afrikas, wie das Fenster eines Zuges, der durch die Nacht rast, ein Zerrspiegel ist, der zum Teil das Gesicht des Betrachters zurückspiegelt. Bei den Ju/'hoansi erlebte ich tatsächlich ein Historienspiel, und ich erkannte, dass diese

Leute, die sich die Wahren Menschen nannten, leider, eine Lüge waren. Die heroische Welt der Ju/'hoansi mit der goldfarbenen Haut war eine Illusion. Ich hatte gehofft, eine Rarität auf dieser Welt zu finden: ein Land der reinen Freude. Stattdessen war ich auf verzweifelte Menschen gestoßen, traurige Seelen ohne Hoffnung, nicht unzerstörbar, wie ich geglaubt hatte, sondern rettungsbedürftig.

Der Zug aus Khayelitsha

Ein paar Wochen vor meinem Besuch bei den Ju/'hoansi, die in ihren einfachen Unterschlupfen auf dem Boden schlafen, immer wachsam wegen der nachtaktiven Raubtiere, erwachte ich in einem weichen Bett in einem Luxushotel, das zwischen den grünen Ausläufern des Tafelbergs und den glitzernden Wassern der Tafelbucht stand, aus tiefem Schlaf. Das war in Kapstadt mit seinen Hügeln und Felsen, der einzigen Stadt in Afrika, die eine gewisse Erhabenheit ausstrahlt.

Ich gähnte herzhaft wie ein Pavian, schaltete den Fernseher ein und sah dort die Unruhen in Europa, die Art von Fehlplanung und Chaos, die man normalerweise mit Afrika verbindet, und ich war dankbar, dass ich weit weg war. In den nächsten Tagen würde ich auf der Straße Richtung Norden aufbrechen nach Namibia, Botswana und Angola und vielleicht noch weiter. Langfristige Planungen waren unnötig. Ich war allein, reiste mit leichtem Gepäck und brauchte nur eine billige Hinfahrkarte. In die Nordkap-Provinz, zum abgelegenen Springbok, fuhr täglich ein Bus, der über Nacht weiterfuhr und die Grenze zu Namibia

überquerte, den von Ost nach West fließenden Fluss Oranje.

Ich nahm meine Morgentabletten, zwei verschiedene gegen Gicht, eine Vitamintablette und eine gegen Malaria, wie es sich für einen älteren Reisenden gehört, und ließ mir dann Zeit, denn der Jetlag machte mir noch zu schaffen. Mir fiel ein, dass ich mich auf Reisen befand, und daher schrieb ich den ersten Eintrag, mit Datum, für mein Reisetagebuch über das Aufwachen im weichen Bett eines Luxushotels.

An einem so angenehmen Ort, egal wie fern er ist, glaubt man niemals, man könnte zu alt zum Reisen sein. Ich könnte das bis zu meinem Tod machen, denkt man, während man beim Zimmerservice Lotus zu essen bestellt («Oder nein, ich nehme doch lieber das Wagyu-Steak mit Pfefferkruste und Schwarzer-Trüffel-Vinaigrette»). Erst wenn ich in einer Hütte im Busch sitze oder von einer feindseligen, stinkenden Menschenmenge angestarrt werde («Miester! Miester!«) oder einen dubiosen Eintopf mit schwarzem Fleisch oder einen Teller mit kalten, halb rohen, fettigen und mit Augen übersäten Kartoffeln esse oder in einer Klapperkiste neun Stunden lang eine Bergstraße voller Schlaglöcher hinunterpoltere – erst dann kommt mir der Gedanke, dass ein anderer das machen sollte, vielleicht ein Jüngerer, mit mehr Lebenshunger, mehr Kraft, der verzweifelter ist, verrückter.

Aber da ist diese Sache namens Neugier, die als Forscherdrang gewürdigt wird, und diese Neugier hat mein